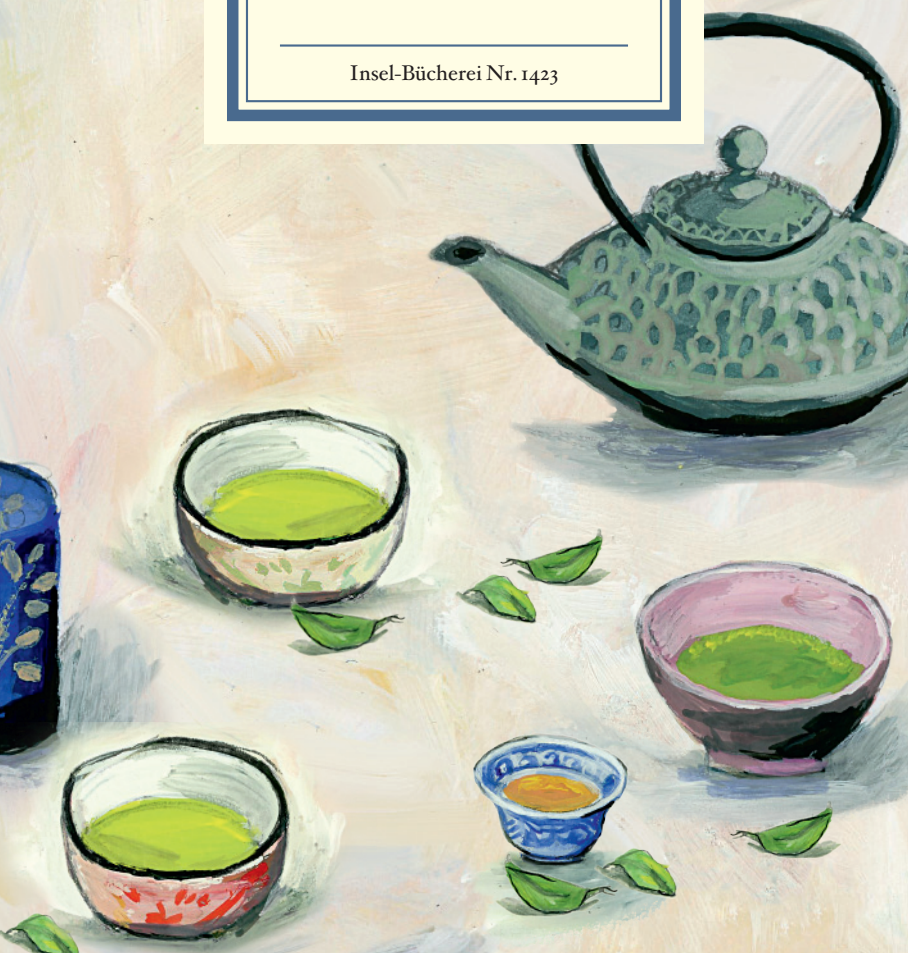


DAS BUCH VOM TEE
von Kakuzō Okakura

Insel-Bücherei Nr. 1423





Kakuzō Okakura

DAS BUCH VOM TEE

*Übertragen und mit einem Nachwort versehen
von Horst Hammitzsch*

*Mit farbigen Illustrationen von
Alexandra Klobouk und Eva Gonçalves*

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1423

© dieser Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

DAS BUCH VOM TEE

Eingang
zum Roji...





I. DIE SCHALE DER MENSCHHEIT

Medizin war der Tee zuerst, Getränk wurde er danach. Im achten Jahrhundert zog er in China als eine der galanten Spielereien in das Reich der Poesie ein. Im fünfzehnten Jahrhundert erhob ihn Japan zu einer Religion des Ästhetizismus, zum Teeismus. Teeismus ist ein Kult, gegründet auf die Verehrung des Schönen inmitten der schmutzigen Tatsachen des Alltags. Er umschließt Reinheit und Harmonie, das Geheimnis des Mitleidens, die Romantik der gesellschaftlichen Ordnung. Dem Wesen nach ist er eine Verehrung des Unvollkommenen, denn er ist ein zarter Versuch, etwas Möglichen zu vollenden in diesem Unmöglichen, das wir Leben nennen.

Die Philosophie des Tees ist nicht nur Ästhetizismus im Alltagssinne des Wortes, denn sie drückt zusammen mit Ethik und Religion unsere ganze Auffassung von Mensch und Natur aus. Sie ist Hygiene, denn sie zwingt zur Sauberkeit; sie ist Wirtschaftlichkeit, denn sie zeigt die Behaglichkeit: eher in dem Einfachen als in dem Vielfachen und Kostbaren; sie ist moralische Geometrie insofern, als sie unser Gefühl für das Verhältnis zum All bestimmt. Sie verkörpert den wahren Geist östlicher Demokratie, denn sie macht alle ihre Anhänger zu Aristokraten guten Geschmacks.

Für die Entwicklung des Teeismus ist die lange, der Selbstbesinnung so günstige Isolierung Japans von der übrigen Welt von großem Vorteil gewesen. Unser Haus und unsere Gebräuche, Kleidung und Küche, Porzellan, Lack, Malerei, ja selbst unsere Literatur – alles das ist seinem Einfluß unterworfen gewesen. Niemand, der die japanische Kultur studiert, könnte je sein Vorhandensein übersehen. Er hat die Eleganz vornehmer Boudoirs durchtränkt und ist in die Hütte der Armen eingedrungen. Unsere Bauern haben gelernt, Blumen zu stecken, und unser einfachster Arbeiter bietet Fels und Wasser seinen Gruß. In unserer Alltagssprache reden wir vom ›Menschen ohne Tee in sich‹, wenn er für die Tragikomik des eigenen Erlebens unempfänglich ist. Dagegen lehnen wir auch wieder jeden unbeherrschten Ästheten ab, der, ohne Rücksicht auf die irdische Tragödie, sich von der Flut seiner entfesselten Gefühle fortreißen läßt, als einen, der ›zuviel Tee‹ in sich hat.

Wohl mag sich der Außenstehende wundern über diesen scheinbaren Lärm um nichts. Welch ein Sturm in einer Teeschale! wird er sagen. Aber wenn wir bedenken, wie klein doch letzten Endes der Becher der menschlichen Freude ist, wie bald von Tränen überfließend, wie leicht von unserem nie zu stillenden Durst nach dem Unendlichen bis auf die Neige geleert, dann werden wir uns nicht über soviel Lärm um die Teeschale beklagen. Die Menschheit hat da schon Schlimmeres getan. Wir haben im Dienste des Bacchus zu freigeopfert, wir haben selbst des Mars blutiges Antlitz verklärt. Warum sollten wir uns dann nicht auch der Königin der Kamelien weihen und uns von dem warmen Strom der Sympathie umspülen lassen, der von ihrem Altar herniederfließt? In dem flüssigen

Bernstein, im elfenbeinfarbigen Porzellan mag der Wissende die süße Sprödhheit des Konfuzius, die Schärfe des Lao-tze und den ätherischen Duft des Shakyamuni selbst spüren.

Die nicht die Kleinheit großer Dinge in sich fühlen, die werden auch die Größe kleiner Dinge in anderen übersehen. Der Durchschnittseuropäer in seiner glatten Selbstgefälligkeit wird in der Teezeremonie nichts weiter sehen, als ein Beispiel mehr für die tausendundeine Merkwürdigkeiten, die ihm das Eigenartige und Kindliche des Ostens verkörpern. Er pflögte Japan als barbarisch zu betrachten, als es noch in den schönsten Künsten des Friedens aufging; er nennt es zivilisiert, seit es begann, auf den mandschurischen Schlachtfeldern Massenmord zu begehen. In der letzten Zeit ist viel über das Gesetz der Samurai geschrieben worden, – die Kunst zu sterben, die unsere Soldaten in Selbstaufopferung frohlocken läßt; aber dem Teekult, der so eindeutig unsere Kunst des Lebens darstellt, ist kaum Aufmerksamkeit geschenkt worden. Gern wollen wir Barbaren bleiben, wenn sich unser Anspruch, für zivilisiert zu gelten, nur auf grausigen Kriege Ruhm stützen soll. Gern wollen wir die Zeit erwarten, da unserer Kunst und unseren Idealen die gebührende Achtung gezollt wird.

Wann wird der Westen den Osten verstehen oder wenigstens versuchen, ihn zu verstehen? Wir Asiaten sind oft erstaunt über das seltsame Netz von Dichtung und Wahrheit, mit dem man uns umspinnen hat. Wir werden dargestellt entweder als vom Duft der Lotos lebend oder aber von Mäusen oder Küchenschaben. Das ist entweder unfähiger Fanatismus oder aber niedrigste Wollust. Indiens Gerechtigkeit ist als Einfalt verlacht worden, Chinas Nüchternheit als Dummheit

und die Vaterlandsliebe Japans als das Ergebnis eines Fatalismus. Man hat sogar ausgesprochen, daß wir durch Abstumpftheit unseres Nervensystems für Schmerz und Wunden weniger empfindlich seien!

Warum solltet ihr euch auch nicht auf unsere Kosten vergnügen? Asien gibt das Kompliment zurück. Wenn ihr wüßtet, wie wir uns euch vorgestellt und was wir über euch geschrieben haben, das gäbe noch mehr Grund zum Lachen. All das Blendwerk der Perspektive ist da, all die unbewußte Ehrfurcht vor dem Wunder, all der schweigende Groll gegen das Neue und Unbestimmte. Ihr seid mit Tugenden beladen, die zu verfeinert sind, als daß man euch darum beneiden könnte, und ihr seid wegen Verbrechen angeklagt worden, die zu romantisch sind, um verworfen zu werden. Unsere Schriftsteller der Vergangenheit – die weisen Männer, die es wissen mußten – berichteten uns, daß ihr buschige Schwänze hättet, verborgen unter eurer Kleidung, und oft Frikassee von neugeborenen Kindern äßet. Ja, wir hatten sogar etwas noch Schlimmeres gegen euch: wir hielten euch für die unpraktischsten Menschen der Welt, von denen man sagte, daß sie Lehren predigten, die sie selbst niemals befolgen.

Solche Mißverständnisse zwischen uns schwinden jetzt schnell dahin. Der Handel hat manchem Hafen des Ostens die europäischen Sprachen aufgezwungen. Junge Asiaten strömen in die Universitäten des Westens, um eine moderne Erziehung zu erhalten. Unsere Einsicht hat eure Kultur nicht bis in ihre tiefsten Tiefen erfaßt, aber wir haben wenigstens den Willen zum Lernen. Einige meiner Landsleute haben in der irrigen Meinung, daß die Annahme von steifen Kragen und weichen Hüten auch eine Aneignung eurer Zivilisation bedeu-

te, zu viel von euren Sitten und eurer Etikette angenommen. Rührend und bedauerlich, wie solche übertriebene Vorliebe ist, zeigt sie doch unsere Bereitwilligkeit, uns dem Westen auf den Knieen zu nähern. Unglücklicherweise ist die westliche Lebenshaltung für das Verständnis des Ostens ungünstig. Der christliche Missionar will nur geben, nicht aber empfangen. Eure ganze Kenntnis gründet sich einzig und allein auf die spärlichen Übersetzungen unserer unermesslichen Literatur, wenn nicht gar auf unzuverlässige Anekdoten von Reisenden. Nur selten geschieht es, daß durch die ritterliche Feder eines Lafcadio Hearn oder des Verfassers von ›The Web of Indian Life‹ die östliche Finsternis mit der Fackel unserer eigenen Gefühle erleuchtet wird.

Vielleicht verrate ich meine Unkenntnis des Teekultes, wenn ich so offen spreche. Seine wahrhafte Höflichkeit verlangt, daß man das ausspricht, was erwartet wird, und nicht mehr. Aber ich will kein höflicher Teemensch sein. Durch das gegenseitige Mißverstehen der Neuen und der Alten Welt ist schon viel Schaden angerichtet worden, so daß man sich nicht entschuldigen muß, wenn man sein Teil zur Förderung eines besseren Verstehens beiträgt. Dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wäre das blutige Kriegsschauspiel erspart geblieben, wenn Rußland sich um eine bessere Kenntnis Japans bemüht hätte. Welch gräßliche Folgen für die Menschheit liegen in jenem geringschätzigen Nichtkennenwollen der östlichen Probleme! Der europäische Imperialismus, der sich nicht scheut, den lächerlichen Kriegsruf von der Gelben Gefahr zu erheben, bedenkt nicht, daß Asien auch einmal die schreckliche Bedeutung des Weißen Unglücks begreifen wird. Ihr mögt über uns lachen als über Menschen mit ›zuviel Tee‹,

aber dürfen wir dann nicht annehmen, daß ihr aus dem Westen keinen Tee in euch habt?

Die Kontinente sollten doch aufhören, sich gegenseitig Epigramme zuzuwerfen, und nachdem sie jeder eine halbe Erdkugel gewonnen haben, zufrieden sein, wenn auch nicht klüger. Wir haben uns in verschiedenen Richtungen entwickelt, aber es ist kein Grund vorhanden, weshalb wir uns nicht ergänzen sollten. Ihr habt euch auf Kosten eurer Ruhe ausgedehnt; wir haben eine Harmonie geschaffen, die gegen einen Angriff vielleicht schwach ist. Und doch, ihr mögt es glauben, in manchem ist der Osten besser dran als der Westen!

Merkwürdigerweise hat sich die Menschheit in der Teeschale gefunden. Der Teekult ist die einzige asiatische Zereemonie, die sich allgemeiner Wertschätzung erfreut. Die weiße Rasse hat unsere Religion und unsere Moral verspottet, aber das braune Getränk hat sie ohne Zögern angenommen. Der Nachmittagstee ist heute in der westlichen Gesellschaft eine wichtige Angelegenheit. In dem leisen Geklirr von Tablett und Geschirr, in der anmutigen Geschäftigkeit fraulicher Gastlichkeit, in dem allgemeinen Gesetz über den Gebrauch von Sahne und Zucker erkennen wir, daß die Verehrung für den Tee hier fest verwurzelt ist. Die philosophische Resignation, mit der der Gast erwartet, was ihm der zweifelhafte Aufguß bringen wird, zeigt, daß in diesem besonderen Falle der Geist des Orients unumschränkt herrscht.

Das erste Mal wird der Tee im europäischen Schrifttum angeblich von einem arabischen Reisenden erwähnt, der berichtet, daß nach dem Jahr 879 die Salz- und Teesteuer die Hauptquellen der Staatseinkünfte in Kanton waren. Marco Polo erzählt von der Absetzung eines chinesischen Finanz-

ministers um das Jahr 1285 wegen eigenmächtiger Erhöhung der Teesteuer. Im Zeitalter der Entdeckungen erst begannen die Europäer mehr vom äußersten Orient zu wissen. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts brachten die Holländer die Nachricht mit, daß man im Osten aus den Blättern eines Strauches ein angenehmes Getränk braue. Die Reisenden Giovanni Battista Ramusio (1559), Almeida (1576), Maffeo (1588), Taveira (1610) erwähnten den Tee ebenfalls.¹ In dem zuletzt genannten Jahre brachten Schiffe der Holländisch-Ostindischen Kompanie den ersten Tee nach Europa. In Frankreich wurde er 1636 bekannt, und 1638 kam er nach Rußland.² England nahm ihn 1650 auf und sprach von ihm als von »jenem ausgezeichneten und von allen Ärzten empfohlenen chinesischen Getränk, das die Chinesen Tscha und andere Völker Tay oder Tee benannten«.

Wie alle guten Dinge in der Welt, so stieß auch die Verbreitung des Tees auf Widerstand. Ketzer, wie Henry Saville (1678), lehnten das Teetrinken als eine schmutzige Sitte ab. Jonas Hanway (Essay über den Tee, 1756) glaubte, daß die Männer ihre Gestalt und Haltung, die Frauen ihre Schönheit durch den Genuß des Tees verlören. Sein Preis (etwa fünfzehn oder sechzehn Schilling für das Pfund) machte eine Verbreitung im Volk vorläufig unmöglich und ließ ihn zu »einem Reservat für reiche Gastmähler und Veranstaltungen und zum Geschenk für Fürsten und Große werden«. Trotz dieser Hindernisse jedoch verbreitete sich der Genuß des Tees mit geradezu wunderbarer Schnelligkeit. Die Kaffeehäuser Londons wurden im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in

1 Paul Krausel. Dissertation. Berlin 1902.

2 Mercurius Politicus, 1656.

Wirklichkeit zu Teehäusern, wo geistvolle Männer, wie Addison und Steele, zusammenkamen und sich die Zeit bei einer Kanne Tee vertrieben. Das Getränk wurde bald zu einer Lebensnotwendigkeit und damit ein Artikel, den zu besteuern es sich lohnte. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns daran, welch wichtige Rolle dies in der modernen Geschichte spielt. Die amerikanischen Kolonien unterwarfen sich der Bedrückung so lange, bis die hohen Teesteuern ihrer Geduld ein Ende setzten. Die amerikanische Unabhängigkeit beginnt damit, daß eine Ladung Teekisten in das Wasser des Bostoner Hafens geworfen wurde.

Es liegt ein feiner Zauber im Geschmack des Tees, der ihn unwiderstehlich und für eine Idealisierung geeignet macht. Und Humoristen des Westens haben nicht gezögert, die Würze ihrer Gedanken mit seinem Aroma zu vereinen. Er hat nicht die Arroganz des Weines, nicht die Selbstbewußtheit des Kaffees und nicht die süßliche Unschuld des Kakaos. Schon im Jahre 1711 schreibt der »Spectator«: »Ich möchte deshalb diese meine Betrachtungen in ganz besonderer Weise allen wohl situierten Familien empfehlen, die sich jeden Morgen eine Stunde Zeit für Tee und Butter und Brot nehmen, und möchte ihnen ernstlich in ihrem eigenen Interesse raten, diese Zeitung zu bestellen, die pünktlich geliefert wird und die man als einen Teil des Teezubehörs betrachten kann.« Samuel Johnson zeichnet sein eigenes Porträt als das eines »abgebrühten und unverschämten Teetrinkers, der zwanzig Jahre lang seine Mahlzeiten nur mit dem Aufguß dieser Zauberpflanze verdünnte, der den Abend bei einer Tasse Tee verbrachte, der sich um Mitternacht mit Tee erfrischte und den Morgen mit Tee bewillkommnete«.

Charles Lamb, ein geschworener Verehrer des Tees, erfaßt den Teekult in seiner Eigenart, wenn er schreibt, das größte Vergnügen, das er kenne, sei, unbeabsichtigt eine gute Tat zu tun und es dann durch einen Zufall zu bemerken. Denn Teeismus ist die Kunst, Schönheit zu verhüllen, um sie zu entdecken, und etwas anzudeuten, was man nicht zu enthüllen wagt. Er ist das feine Geheimnis, leise und doch gründlich über sich selbst zu lachen, und ist somit die gute Laune selbst – das Lächeln der Philosophie. Alle wahren Humoristen kann man in diesem Sinne Teephilosophen nennen – Thackeray und natürlich auch Shakespeare. Die Dichter der Zeit des Verfalls (und wann war die Welt eigentlich nicht im Verfall?) haben in ihrem Protest gegen den Materialismus bis zu einem gewissen Grade auch für den Teekult den Weg geebnet. Und heute ist es vielleicht unser ehrbares Nachdenken über das Unvollkommene, das Westen und Osten sich im gegenseitigen Trost finden läßt.

Die Taoisten berichten, daß beim großen Anfang des Nicht-Anfanges Geist und Ding sich im tödlichen Kampfe trafen. Schließlich siegte der Gelbe Kaiser, die Sonne des Himmels, über Kung-kung, den Dämon der Finsternis in der Erde. In seinem Todeskampf stieß der Riese mit dem Kopfe gegen das Sonnengewölbe, und die blaue Jadekuppel barst in tausend Splitter. Die Sterne verloren ihre Heimstatt, und der Mond irrte ziellos durch die wilden Gründe der Nacht. Voll Verzweiflung suchte der Gelbe Kaiser fern und nah nach einem, der den Himmel wieder ausbessern könnte. Er sollte nicht vergeblich suchen. Aus der östlichen See stieg eine Königin, die göttliche Nü-kua, hörnergekrönt und mit einem Drachenschweife, strahlend in ihrem Flammenpanzer. Sie

schweißte den fünffarbenen Regenbogen in ihrem großen Zauberkessel zusammen und baute den Himmel Chinas wieder auf. Aber man erzählte weiter, daß Nü-kua vergaß, zwei winzig kleine Risse in dem blauen Himmelszelt auszufüllen. So begann die Zweiheit der Liebe: zwei Seelen, die durch den Raum kreisen und, bis sie sich zusammenfinden, um das Universum zu vervollkommen, niemals ruhen. Jedermann hat seinen Himmel von Hoffnung und Frieden neu zu bauen.

Der Himmel der Menschheit von heute ist tatsächlich zerbrochen in den gigantischen Kämpfen um Reichtum und Macht. Die Welt tappt im Dunkel des Egoismus und der Niedrigkeit. Wissen wird um den Preis eines guten Gewissens gekauft, Wohltätigkeit um des Nutzens willen ausgeübt. Der Osten und der Westen, zwei in eine gärende See gestürzte Drachen, streben vergeblich, das Kleinod des Lebens wiederzugewinnen. Wir brauchen wieder eine Nü-kua, um die große Verwüstung in Ordnung zu bringen. Wir erwarten den großen Avatara. Inzwischen wollen wir einen Schluck Tee trinken. Die Spätnachmittagssonne bescheint den Bambus, die Quellen glucksen voll Entzücken, der Wind in den Kiefern tönt in unserem Teekessel wider. Laßt uns vom Vergänglichen träumen und bei der wundersamen Torheit der Dinge verweilen.

Eine Pflanze: *CAMELLIA sinensis*



so viele
Sorten



weißer Tee

Sencha

Matcha

schwarzer
Tee

Oolong

II. DIE SCHULEN DES TEES

Tee ist ein Kunstwerk und braucht eines Meisters Hand, um seine edelsten Eigenschaften zu offenbaren. Wir haben guten und schlechten Tee, wie wir gute und schlechte Gemälde haben – gewöhnlich schlechte. Es gibt kein einziges Rezept, den Tee vollendet zu bereiten, ebenso wie es keine Regeln gibt, einen Tizian oder einen Sesso zu malen. Jede Zubereitung der Blätter hat ihre Eigenheit, ihr besonderes Verhältnis zu Wasser und Wärme, sie trägt bestimmte Erinnerungen mit sich und hat ihre eigene Art, eine Geschichte zu erzählen. Das wahrhaft Schöne muß immer darin enthalten sein. Wie sehr leiden wir doch unter dem beständigen Versagen der Gesellschaft, dieses einfache und grundlegende Gesetz von Kunst und Leben zu erkennen. Li Chih-lai, ein Dichter der Sung-Dynastie, hat traurig festgestellt, daß es in der Welt drei höchst bedauernswerte Dinge gibt: das Verderben bester Jugend durch falsche Erziehung, die Entwürdigung guter Gemälde durch pöbelhaftes Begaffen und die restlose Vergeudung guten Tees durch unsachgemäße Behandlung.

Wie die Kunst, so hat auch der Tee seine Perioden und seine Schulen. Seine Entwicklung kann im groben in drei Hauptabschnitte gegliedert werden: gekochter Tee, geschla-